

GERMAN RESOURCES ON THE MARIANA ISLANDS DIGITAL LIBRARY

compiled by Dirk HR Spennemann

1218. Thilenius, Georg. 1900. "Die Arbeiterfrage in der Südsee." [The issue of labour in the South Seas]. *Globus* 77, n° 5, pp. 69–72.

Item discussing the shortage of unskilled labour in the Pacific and the need to import Chinese workers to conduct work that Pacific Islanders were not prepared to do. Also, the author highlights the problems of hiring mixed labour from various island groups and communities, which would lead to conflict based on traditional rivalries. The various implications of labour provision on traditional economies are discussed.

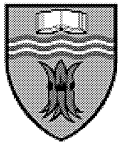
[The paper is included here as it provides early context for some of the resettlement schemes of the 1907–1911 period].

Source of Annotated Bibliography Entry:

Dirk H. R. Spennemann (2004) *An Annotated Bibliography of German Language Sources on the Mariana Islands*. Saipan, Commonwealth of the Northern Mariana Islands : Division of Historic Preservation. ISBN 1-878453-71-8.

The German Resources on the Mariana Islands Digital Library is a project jointly supported by:

CHARLES STURT
UNIVERSITY



The Johnstone Centre,
Charles Sturt University,
Albury, Australia



Northern Mariana Islands
Council for the Humanities,
Saipan, CNMI



Historic Preservation
Office,
Saipan, CNMI

GLOBUS

Illustrierte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

Vereinigt mit den Zeitschriften „Das Ausland“ und „Aus allen Weltteilen“

Begründet 1862 von Karl Andree

Herausgegeben von

Richard Andree

Siebenundsiebzigster Band



Braunschweig

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn

1900

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE.  VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXVII. Nr. 5.

BRAUNSCHWEIG.

3. Februar 1900.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Die Arbeiterfrage in der Südsee.

Von Dr. G. Thilenius¹⁾.

Als Deutschland die Nutznießung der chinesischen Provinz Schantung erhielt und die Presse ihren informatorischen Verpflichtungen sich widmete, da wußte ein Teil derselben unter den vielen Vorzügen der neuen Erwerbung auch den anzuführen, daß nun die Arbeiterfrage in den Schutzgebieten der Südsee sich erfreulicher gestalten könne. Der Zeitungsschreiber wußte, daß chinesische Arbeiter in Neu-Guinea verwendet werden, und sein Idealismus half ihm über die schwerwiegende klimatische Frage hinweg; er bedachte nicht, daß man ebensogut Europäer nach den Tropen schicken könnte als Arbeiter, wie den Nordchinesen.

Auch die Südchinesen sind freilich keine unbedingt brauchbaren Arbeiter. Sie mögen dem Klima gewachsen sein, und dennoch haben sie einen hohen Prozentsatz an Kranken und Toten, auch wenn sie Landarbeiter von Hause aus sind. So kostet in Neu-Guinea, wie überall, wo jungfräulicher Boden unter Kultur genommen werden soll, der Hektar eine bestimmte Anzahl von Menschen; bald von dieser, bald von jener tropischen Insel bringt dann der brave Tourist den Ausspruch eines im Lande ansässigen Europäers mit, daß unter jeder Kokospalme ein Chinese begraben liege. Man muß das natürlich, wie jede Südseegeschichte, zunächst durch eine hohe Zahl dividieren, um in das Gebiet der Wahrscheinlichkeit zu gelangen, aber völlig unberechtigt ist der Satz doch schließlichs nicht.

Die Einführung eines in ökonomischer Beziehung so ungleichmäßigen Arbeiters, wie es der Chinese ist, wurde indessen veranlaßt durch den Mangel geeigneter einheimischer Kräfte. Thatsächlich ist ja der Eingeborene ein Landarbeiter und überdies an das Klima gewöhnt, er leidet verhältnismäßig selten an den Krankheiten, welche der Einwanderer zu überstehen hat, und verfügt damit über wertvolle Vorbedingungen für seinen Eintritt auf der Plantage. Eine Ausnahme hiervon gilt nur für die kleinen Inseln, deren Bewohner eben nicht vorwiegend Landarbeiter sind, sondern ihren Lebensunterhalt von der See beziehen. Sie sind zwar keine Plantagenarbeiter, wohl aber sehr brauchbare Matrosen und Taucher; die Eingeborenen von Rotuma werden z. B. sehr gesucht für die Perlenfischerei, und die große Mehrzahl der zwischen den Inseln der Südsee verkehrenden kleineren Schiffe haben entweder die seit alter Zeit als gute Seefahrer berühmten Polynesier als Mannschaft an Bord, oder Melanesier, die der Schifffahrt treibenden Küstenbevölkerung angehören.

Die Erlangung einer geeigneten Mannschaft für die Schifffahrt liegt indessen vorwiegend im Interesse des Händlers, der in jungen Kolonien insofern wertvoll ist, als er bisher verschlossene Gebiete zugänglich macht. Da er aber im wesentlichen Raubbau treibt, so wird unter Umständen für eine Verwaltung, der an der stetigen und gleichmäßigen Entwicklung ihres Gebietes gelegen ist, der selbsthafte Pflanzler wichtiger werden. Dieser ist aber in seinen Leistungen in hohem Grade abhängig von seinen Arbeitern, und damit tritt die Sorge um geeignete Plantagenarbeiter überall da in den Vordergrund, wo nicht die vorübergehende Ausbeutung eines Gebietes, sondern dessen dauernde Kultivierung beabsichtigt wird.

Versucht man den Gründen nachzugehen, welche den Mangel an eingeborenen Arbeitern dieser Art entstehen ließen und weiterhin zu dem Auswege führten, den man in der Einführung von Chinesen gefunden zu haben glaubte, so lassen sich die meisten derselben dahin zusammenfassen, daß einerseits der gesteigerten Nachfrage nicht mehr zu gewinnbringenden Preisen genügt werden konnte, andererseits bestimmte Eingeborene sich als ungeeignet erwiesen. Man dachte hierbei zunächst an die Polynesier, aber auch an die Westmelanesier, besonders in Neu-Guinea.

Der letztgenannte ist allerdings ein durchaus berechtigter Grund. Die Versuche, Polynesier auf Plantagen zu verwenden, scheiterten an den Charaktereigenschaften der Leute. Sie konnten bei aller Anstelligkeit und Intelligenz nicht an eine regelmäßige Thätigkeit gewöhnt werden, obgleich die Rasse an sich durchaus für landwirtschaftliche Arbeiten beanlagt ist, wie dies z. B. die Zuckerplantagen der Hawaier oder die Felder der Maori auf Neuseeland beweisen.

Bei den Papuas in Neu-Guinea scheint die Sache etwas anders zu liegen. Auch hier wurden einschlägliche Versuche gemacht, jedoch ohne den erwarteten Erfolg, bis es kürzlich dem Leiter der Station im Friedrich-Wilhelmshafen gelang, Arbeiter aus den benachbarten Dörfern für die wieder zu eröffnende Pflanzung in Jomba zu erhalten. So ist vielleicht die Annahme nicht ganz von der Hand zu weisen, daß die Schuld an den Weissen lag und an ihrem Verständnis für den Verkehr mit Eingeborenen.

Immerhin bleibt die geringe Brauchbarkeit gewisser Rassen ein Grund für den Arbeitermangel und wird es auch für absehbare Zeit bleiben. Denn selbst wenn es gelingt, aus solchen Bevölkerungen eine nennenswerte Anzahl von Arbeitern anzuwerben, so bleibt dabei immer noch die Erfahrung zu bedenken, daß z. B. gerade die

¹⁾ Die Erfahrungen des Herrn Verfassers sind auf einer längeren wissenschaftlichen Südseereise erworben. Red.

Polynesier unverhältnismäßig unter der Verpflanzung nach anderen Inseln innerhalb der Tropen leiden. So haben unter anderen die Samoaner, welche als Missionare nach Neu-Pommern gesandt werden, auf dieser vergleichsweise gesunden Insel mehr vom Fieber zu leiden als die Europäer.

Ernstlich kommen daher vorläufig nur die Ostmelanesier in Frage, jene Bevölkerung, welche die Neuen Hebriden und die Salomonsinseln bewohnen. Von hier stammen in der That seit langen Jahren die Arbeiter für die Pflanzungen in Samoa, Viti, Queensland u. a. und haben sich um so brauchbarer erwiesen, je vernünftiger die weißen Aufseher sie behandelten. Gewiß haben auch sie unter klimatischen Erkrankungen zu leiden: Dysenterien fordern ihre Opfer wie unter anderen Arbeitern, sie erkranken auch am Fieber, weniger freilich auf Grund der neuerdings modernisierten, altrömischen Theorie, als nach der alten Erfahrung, daß die Bearbeitung jungfräulichen Bodens in den Tropen zu derartigen Erkrankungen ebenso führt, wie in gewissen Gegenden Deutschlands die Vornahme von Kanalarbeiten u. a. unter den Anwohnern eine Anzahl von Malariafällen hervorrufen kann.

Trotzdem sind erfahrungsgemäß die Salomonier und Neu-Hebridier bei weitem die besten Arbeiter, und zu ihnen gesellen sich neuerdings noch die Eingeborenen von Neu-Mecklenburg. Um so ernster ist es, daß gerade auf diese Bevölkerungen sich jene Klagen über Arbeitermangel beziehen.

Berücksichtigt man, daß die Arbeiter sich bisher fast ausschließlich aus der Küstenbevölkerung rekrutierten, während das Innere der großen Inseln mit seiner Bevölkerung noch unzugänglich ist, so hat der Händler an sich nicht unrecht, wenn er behauptet, es seien immer noch Leute genug vorhanden, welche als Arbeiter Verwendung finden könnten. Trotzdem freilich ist die Schwierigkeit bei der Anwerbung nicht zu leugnen; die Inlanddörfer sind nicht zu erreichen und die Küstendörfer scheinen nicht mehr Menschen genug zu haben, oder sonstige Hindernisse zu bieten.

Eine Reihe ursächlicher Momente für die von Jahr zu Jahr sich steigernden Schwierigkeiten lassen sich ohne besondere Mühe finden. Die Ansprüche der Eingeborenen steigerten sich allmählich, sie verlangen bestimmte Waren, statt wie früher mit jedem europäischen Artikel befriedigt zu sein; der Werber hat jetzt auf Richtungen des Geschmacks und der Mode Rücksicht zu nehmen. Die Eingeborenen sind auch durch die Erzählungen heimgekehrter Arbeiter genau genug unterrichtet, um nur nach den Plantagen gerne zu gehen, wo sie guter Behandlung sicher zu sein glauben.

Überdies ist es keine Frage, daß bei gesteigerter Ausdehnung der Pflanzungen eine Zeit kommen muß, in welcher das Angebot von Arbeitern in ein und demselben Gebiete zu gering wird.

Thatsächlich handelt es sich aber nicht darum allein, daß etwa bei gleichbleibendem Nachwuchs von Arbeitern in den Dörfern die Nachfrage unverhältnismäßig gestiegen ist; vielmehr nimmt bei sehr langsam steigender Nachfrage die Bevölkerungszahl unverhältnismäßig ab. Es kommt dies z. B. auf den Neuen Hebriden zum Ausdruck, wo mit am längsten geworben wird; ihre Küstendörfer sind entvölkert, ganze Inseln tragen der statt früheren dichten Bevölkerung nur noch so wenige Eingeborene, daß die Anwerbung hier überhaupt nicht mehr lohnt; auf verhältnismäßig jungen Werbegebieten, wie den Salomonsinseln, beginnt bereits derselbe Vorgang. Damit erscheint die Arbeiterfrage lediglich als die eine praktische Seite der Abnahme

der Bevölkerung überhaupt, welche überall dort sich einstellt, wo der Weiße mit den Eingeborenen in Verkehr tritt.

Wie unheilvoll dieser Verkehr gewirkt hat, ergibt die oberflächlichste Kenntnis der Geschichte der Südseeinseln. Hawaii und Neuseeland wurden schon bald nach ihrer Entdeckung von den Weißen heimgesucht; mit welchem Ergebnis, ist bekannt. Selbst in dem weniger berührten Samoa nimmt die Bevölkerungszahl langsam ab, auf einzelnen Inseln bleibt sie einigermaßen gleich, und es ist bezeichnend, daß nur von Futuna eine Zunahme berichtet wird, einer Insel, welcher bis vor kurzem der Weiße ferngeblieben ist. Es ist hier nicht der Ort, auf die für civilisierte Menschen wenig rühmliche Entdeckungsgeschichte einzugehen; auf die Brutalitäten der frommen Spanier, auf die Buccaneers mit ihrem Wahlspruch, daß es jenseits von Kap Horn keinen Gott giebt, oder auf deren geistige Erben, die Arbeiterhändler, welche bis in die neueste Zeit hinein ihr gemeinsames Gewerbe betrieben: Alles dies gehört der Geschichte an, wenn auch freilich noch der neuesten. Seitdem man indessen auf den Gedanken gekommen ist, daß diese eingeborenen Fischer und Bauern doch auch Menschen sind, haben Vorkommnisse dieser Art aufgehört, und heute weiß jeder einsichtige Pflanzer und Händler, daß die gute Behandlung seiner Leute auf seine spätere Werbethätigkeit wirkt.

Gewöhnlich beruft man sich auf die häufigen Fehden der Eingeborenen, wenn die Bevölkerungsfrage erörtert wird, und als angeblicher Beweis gilt dann die Tatsache, daß etwa Neuseeland oder Hawaii zur Zeit ihrer Entdeckung sich in völliger Anarchie, einem dauernden Kriege aller gegen alle befunden haben. Allein dagegen laßt sich gerade aus diesem Beispiele folgern, daß solche Fehden zu allen Zeiten bestanden haben. So mußten auch ihre Folgen sich früher ebenso, wie auch jetzt, bemerkbar machen, und es bleibt recht wunderbar, daß die Bevölkerung früher nach solchen Decimierungen wieder zunahm, während heute, trotz des langen Friedens, davon nichts bemerkbar ist. Zum Überflusse wissen die um mehrere Jahrhunderte zurückgehenden Überlieferungen der Hawaiiier von Jahrzehnte langen Perioden der Anarchie und der Volksverminderung zu berichten, die zur Zeit der Entdeckung der Gruppe trotz neuerlicher Kriege nahezu ausgeglichen erscheinen. Übrigens wird auch die Bedeutung der gewöhnlichen Fehden weit übertrieben; sie erreichen ihr Ende in der Regel schon, wenn auch nur wenige Leute gefallen sind. Nur selten nehmen sie größeren Umfang an, wie z. B. in einem Kriege, in welchem sich Anhänger zweier feindlichen Missionen in blutigem Kampfe begegneten. Er wird mit vollem Recht unter den Beschwerden der Händler gegen die Missionare aufgeführt. Umgekehrt freilich sühnt wiederum der Missionar auf den Händler, der ihm seine Schutzbefohlenen durch Alkohol und Feuerwaffen verderbe.

Alle diese Anschauungen haben natürlich ihre Berechtigung, obgleich sie nur auf Teilerscheinungen beruhen; der Händler will sein Geschäft machen und kümmert sich nicht weiter um Dinge, die außerhalb des Geschäftlichen liegen, andererseits ist auch der Missionar nicht unbedingt ein Engel, sondern ein Mensch von sehr wechselnder Bildung und der Angehörige irgend einer politischen Gemeinschaft.

Nimmt man noch die Krieger- und Handelsschiffe hinzu, so sind damit die drei Hauptvertreter der Weißen genannt, mit denen der Eingeborene zu thun hatte. Sie alle trifft ziemlich gleichmäßig die Schuld an der verderblichen Wirkung ihrer Rasse auf den Eingeborenen,

mag auch jeder Teil sich möglichst rein zu waschen suchen. Man kann dabei nicht einmal sagen, daß jeder in einer besonderen Weise schädigend wirkte; sie traten eben mit dem Dünkel des Weißen Völkerschaften gegenüber, die sie als „Wilde“ zu bezeichnen und zu behandeln beliebten. Der Eingeborene mußte Verträge sich aufzwingen lassen, mußte den Missionar aufnehmen, mußte sich den Wünschen des Händlers fügen; par ordre du moufti wurden er und sein Land „civilisiert“, seine Seele für den Himmel hergerichtet. Man bedachte nicht, daß die Erzeugnisse des Gewerbes und der Kunst dieser Völker, ihre Regierungsformen, ihre Kasten, Gesetze, ihre Mythen und Lieder einen Kulturzustand darstellen, aus welchem man die Leute wohl in einen anderen langsam überleiten, nicht aber gewaltsam umwandeln konnte. Die ersten Weißen waren zu ungebildet, um aus Wahrnehmungen dieser Art für ihr eigenes Verhalten die richtigen Folgerungen zu ziehen, vielleicht auch zu hochmütig. Der Händler forderte den Landbesitz und gab dem Eingeborenen, den er enteignete, leicht veräußerliche Tauschwaren, der Missionar hielt es für seine Aufgabe, die in sein Schema nicht passenden sozialen Einrichtungen möglichst schnell zu vertilgen, die Vertreter fremder Mächte untergruben durch ihre Dekrete die Autorität der Herrschenden oder verletzten alte Gebräuche und Sitten. Man zerstörte Bewährtes und Bestehendes, ohne etwas Besseres an seine Stelle zu setzen, und die Folge war ein anarchischer Zustand für den Eingeborenen, an welchem er als der Schwächere zu Grunde gehen mußte. Krankheiten, die der Weiße ihm brachte, kamen hinzu und beschleunigten die durch wirtschaftliche Momente langsam eingeleitete Auflösung.

Heute haben sich die Verhältnisse gebessert. Vorgänge, wie sie der Beginn des Jahrhunderts in Hawaii oder Tahiti brachte, sind seitens der Auslandschiffe unmöglich; unter staatlichem Einflusse ist der Abenteurer verschwunden und der Pflanzer oder Kaufmann an seine Stelle getreten; der Gesichtskreis des Missionars scheint sich hier und dort erweitert zu haben.

Obwohl damit heute die größten Schäden beseitigt sind, so wirken sie dennoch nach, und die Bevölkerungen jener Inseln, welche zuerst mit den Weißen in Berührung kamen, büßen diese zweifelhafte Ehre mit ihrem sicheren und baldigen Untergange.

Andere Gruppen sind besser daran; in den jetzigen friedlicheren Zeiten kann ihre für den Ansiedler so wichtige Bevölkerung erhalten werden, sobald der Weiße sich dazu bequemt, auf dieselbe Rücksicht zu nehmen. Freilich sind auch hier Spuren einer unerfreulichen früheren Zeit vorhanden, aber nur wenig zur Geltung gekommen.

Die Besserung der bestehenden Verhältnisse setzt allerdings bei den damit betrauten Weißen die Kenntnis der Einrichtungen des Volkes voraus. Wenn ein Beamter mit Gewalt die Fehden unterdrückt, so wirkt unzweifelhaft der erzwungene Frieden günstig auf die Bevölkerungszahl ein. Dennoch kann sein Bestreben, den Frieden zu erhalten, zu entgegengesetzten Ergebnissen führen. Es giebt z. B. Gebiete, welche zwar Kasten, nicht aber eine Gliederung nach Stämmen kennen. Infolgedessen giebt es auch keine Häuptlinge in dem politischen Sinne, den wir damit zu verbinden gewohnt sind. Unter Umständen wird nun dem Beamten auf seine Frage ein Mann als Häuptling gezeigt, welcher nur auf Grund seines Verkehrs mit Geistern ein gewisses Ansehen genießt, aber keinen politischen Einfluß hat. Wird dieser Eingeborene für etwaige Unordnungen verantwortlich gemacht, so ist damit der Anlaß zu neuen Unruhen ge-

geben, deren Schuld in den Augen der Eingeborenen auf den wohlmeinenden Beamten fällt und zwar um so mehr, als von der anderen Seite her der Missionar die einzige Stütze der Autorität des „Häuptlings“, den Geisterglauben, untergräbt. Wird an anderen Orten ein Vergehen neuerdings mit einer Geldbuße bestraft, welches der Eingeborene bisher nur durch den Tod genügend gesühnt glaubte, so trägt auch ein solcher Eingriff nicht gerade zur Herbeiführung ruhiger Verhältnisse bei. In einer weiteren Gruppe eifert z. B. der Missionar gegen die „Polygamie“. Aber in dem betreffenden Distrikte trifft er damit nicht nur eine sociale Einrichtung, welche in gewissem Sinne als Polygamie aufgefaßt werden kann, sondern mehr noch eine wirtschaftliche. Die Frauen sind die Arbeiterinnen auf den Feldern ihres Eigentümers, werden sie plötzlich aus dem bisherigen Verhältnis gelöst, so tritt damit unmittelbar eine wirtschaftliche Schädigung ein. Der Eingeborene ist sich dessen durchaus bewußt und weigert unter Umständen dem Missionar die Aufnahme, weil er von ihm die Beeinflussung seiner wirtschaftlichen oder politischen Stellung befürchten muß. Einzelne Fälle von Vertreibung oder Ermordung eines Missionars sind in der That nicht die Schandthaten verrätherischer „Wilden“, sondern Folgen der geringen Menschenkenntnis und Unklugheit des Missionars. Es kann auch vorkommen, daß der angehende Pflanzer Land kaufen will und sich zu diesem Zwecke an den „Häuptling“ wendet, welcher seiner Vorstellung nach zu dem Verkaufe berechtigt ist. Thatsächlich ist das begehrte Stück aber Eigentum einer Familie, über welches dem Häuptling keinerlei Verfügungsrecht zusteht. Nicht selten ist ferner die Erscheinung, daß dem Eingeborenen der Begriff des Verkaufes im Sinne eines Besitzwechsels fehlt, er versteht darunter nur die zeitweilige Überlassung der Nutznießung.

Die Zahl solcher Beispiele läßt sich beliebig vermehren, sie beweisen alle, daß mit der Unterdrückung der Fehden durch den Weißen an sich wenig zur Einleitung ruhiger und dauernder Zustände gethan ist, daß vielmehr der Weiße selbst, wenn auch unbeabsichtigt, zu Unruhen Anlaß giebt.

Der Eingeborene verkennt keineswegs die Vorteile, welche ihm der Weiße bringt. Er freut sich des äußeren Friedens, weiß den Missionar in seiner Eigenschaft als Volksschullehrer sehr wohl zu würdigen und bedient sich gerne der Waren des Händlers, welche ihm eine bequemere Lebensführung ermöglichen. Wenn aber der komplizierte Organismus seines kommunistischen Staatswesens, in welchem religiöse, sociale und rechtliche Gebiete eng mit einander verbunden sind, von denselben Weißen bald hier, bald da erschüttert wird, so spricht sich dies bei einer Bauernbevölkerung wirtschaftlich aus und kommt schließlic in den Bevölkerungszahlen zum Ausdruck, die eine relative und absolute Verminderung aufweisen.

Diese Erscheinung ist um so wichtiger, als sie zu einer Zeit eintritt, in welcher zwar nicht mehr zeitweilige Kriege, wohl aber die Werbeschiffe der Händler und Pflanzer dauernde Ansprüche gerade an die körperlich leistungsfähigsten Teile der Bevölkerung stellen.

Die Werber treten den Eingeborenen genau in derselben Weise gegenüber, wie die Händler jedem anderen Urprodukte des Landes. Ob es sich um Trepang, Perlschalen, Schildpatt oder Eingeborene handelt, macht keinen Unterschied; der Weiße sucht soviel wie möglich davon zu erlangen, unbekümmert darum, ob dieser Raub zu einer Verödung der Gebiete führt oder nicht. So lange immer neue unberührte Gebiete sich bieten, werden die Folgen dieses Wirtschaftsbetriebes gerne

übersehen, aber die Zeit dürfte allmählich vorüber sein, in welcher man immer neues Menschenmaterial finden konnte.

Dabei ist die Wirkung der Anwerbung auf ein bestimmtes Dorf eine sehr weitgehende. Der Wunsch nach Erlangung der verführerischen Tauschwaren der Weissen führt gewöhnlich dazu, daß mehr Leute seitens ihrer Verwandten angeboten werden, als die wirtschaftliche Lage rechtfertigt. Man begiebt sich einer zu erheblichen Anzahl von Arbeitern, welche für die eigene Wirtschaft nötig waren, und gleichzeitig von Kriegern, die im Falle einer Fehde mit dem Nachbar den Fortbestand des Dorfes sichern könnten. Aber auch in Friedenszeiten wirkt die Anwerbung nicht allein als zeitweilige Entziehung von Arbeitskräften, sondern eher wie eine dauernde Fehde, denn von den Angeworbenen kehren viele nicht zurück. Sie sind auf den Pflanzungen zu Grunde gegangen, manche bleiben in der neuen Heimat, einzelne wurden von gewissenlosen Schiffern an irgend einer Stelle der Küste abgesetzt, wo sie dann feindlichen Dörfern in die Hände fielen und erschlagen wurden. Die wirklich heimkehrenden Arbeiter bringen oft Krankheiten mit, welche allmählich den ganzen Distrikt gefährden können, dank der Kurzsichtigkeit mancher Weissen, welche nicht einsehen können, daß die Vorschriften über die ärztliche Untersuchung der ankommenden und abreisenden Arbeiter in ihrem eigenen Interesse erlassen wurden.

Je nach der Form des Landbesitzes in seiner Heimat wird überdies der Arbeiter bei seiner Rückkehr häufig in die Lage kommen, wirtschaftlich von neuem anzufangen, ganz abgesehen davon, daß er während seiner Abwesenheit, soweit die Begründung einer Familie in seinem Dorfe in Frage kommt, ausfiel.

Es wäre ein Wunder, wenn unter Verhältnissen, wie den angedeuteten, die Bevölkerungszahlen sich auf gleicher Höhe hielten oder gar stiegen; die kleinen Mittel, welche bisher versucht wurden, können höchstens die Abnahme der Bevölkerung verzögern. Sie sind nirgends durchgreifend und andererseits mit allzugroßer Rücksicht nach allen Seiten formuliert worden. Aber ebenso wie der Staat neuerdings durch strenge Vorschriften für das Wohl des Angeworbenen zu sorgen sich bemüht, so steht es ihm auch zu, die zunächst rein wissenschaftlichen Ergebnisse ethnologischer Forschung zum Besten der Heimatsinseln der Arbeiter praktisch zu verwerten. Es genügt nicht, daß man für den Arbeiter sorgt, während er dem Weissen dient; ebenso wichtig ist die vorausschauende Fürsorge in seiner Heimat. Dauernder Friede ist dort weniger nötig, als die Stabilität der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, deren Beachtung von jedem Weissen, ob Händler, ob Missionar, zu fordern ist; dann kann auch dem willkürlichen Betriebe der Werbeschiffe eine rationelle Grundlage gegeben werden.

Bronzen aus Chotan.

Aus der Sammlung N. F. Petrovskijs¹⁾. Übersetzt von Albert Grünwedel.

In letzter Zeit macht sich im Studium der buddhistischen Kunst eine unbezweifelte Belebung bemerkbar: Grünwedel schrieb seine schöne Probe einer Zusammenstellung unserer Nachrichten über die buddhistische Kunst²⁾, Prof. Bühler stellte mit der ihm eigentümlichen Meisterschaft die Frage nach der alten Jainakunst und sprach zum erstenmal mit Entschiedenheit bezüglich der alten brahmanischen Kunst den Gedanken aus, sie sei der buddhistischen Kunst ebenso vorausgegangen, wie die brahmanische Litteratur der buddhistischen vorherging, zugleich wußte er zur völligen Überzeugung darzuthun, daß diese brahmanischen Denkmäler uns zu Gebote stehen werden, sowie nur in Indien systematische Aufgrabungen unternommen sein würden³⁾. Foucher untersuchte (360) in seiner talent-

vollen Art auf Grund des erwähnten Buches von Grünwedel die Frage nach dem ausländischen Einflusse auf die buddhistische Kunst und schließt ab, indem er die Bedeutung der Mahâyânaschule auf die Gandhârakunst⁴⁾ hervorhebt. Diese vortrefflichen Arbeiten machen uns ebenso wie die ganze Reihe der ihnen vorausgegangenen Bücher und Artikel von James Burgess, Fergusson, Sir Alexander Cunningham, Vincent Smith u. A.⁵⁾ reichlich klar, daß die Erforschung der indischen Kunst sich noch völlig im Keime befindet, und zwar so, daß weder der Anfang dieser Kunstübung noch der Grad ihrer Selbständigkeit mit genügender Genauigkeit bestimmt ist. Der Grund ist völlig klar: mit geringen Ausnahmen, und diese traten erst in letzter Zeit ein, liegen alle notwendigen Materialien in Indien und in den indischen Museen; der europäische Forscher muß mit mehr oder weniger zufälligen Proben und Kopieen zufrieden sein, und dies Material liegt noch in überaus beschränkter Zahl vor.

Unter solchen Umständen ist die Untersuchung von neuen Materialien äußerst schwierig, daher muß die Beschreibung jeglicher neuen Funde beinahe immer in erster Linie den Charakter eines Kataloges tragen, und sehr oft ergeben sich dafür weder das Dargestellte, noch der Ort und die Zeit der Herkunft des gegebenen Denkmals zur Bestimmung.

So unvorteilhafte Bedingungen sich daraus ergeben müssen, wenn es sich darum handelt, einen, wie uns deutet, dennoch unbezweifelbaren und anregenden beschreibenden Katalog abzufassen, so undenkbar sind

¹⁾ Dieser Aufsatz bildet den zweiten Teil (359 ff.) von S. v. Oldenburgs Artikel, „Notizen über die buddhistische Kunst“, *Zamětki o buddijskom iskusstvě: Vostočnyja Zamětki*. St. Petersburg 1895. 337 ff. Vergl. Rhys Davids *Journal of the Royal Asiatic Society* 1896, p. 623—627. — Der erste Teil dieses Aufsatzes wurde übersetzt ins Holländische von Prof. Dr. H. Kern unter dem Titel: *Een Russisch Geleerde over de beeldhouwwerken van den Boro Boedoer: Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederl. Indie* 1897, zesde Volgreeks, derde deel, 1 aflevering 49; — ins Englische von Leo Wiener, *Notes on Buddhist art*, *Journal of the American Oriental Society* XVIII, 1897, p. 183—201.

²⁾ A. Grünwedel, *Buddhistische Kunst in Indien*. Berlin 1893. Mit 76 Abbildungen.

³⁾ G. Bühler, *Specimens of Jaina sculptures from Mathurā*. *Epigraphia Indica* II, p. 311—323, pl. Zur Bekräftigung der Meinung Prof. Bühlers von der absoluten Notwendigkeit systematischer Aufgrabungen mögen die merkwürdigen Funde Reas dienen — an Orten, wo schon früher Nachforschungen gemacht waren, vergl. A. Rea, *South Indian Buddhist Antiquities*, *Archaeological Survey of India*, *New Imperial Series*, Vol. XV. Madras 1894.

⁴⁾ A. Foucher, *L'Art bouddhique en Inde d'après un livre récent*. Paris 1895. (Aus „*Revue de l'histoire des religions*“.)

⁵⁾ Eine kurze bibliographische Liste von einigen aus diesen Arbeiten kann man in G.'s Buch, I. c. 3 bis 4 finden.